

GLOSSAR: HALLE

Diele

„Die besseren städtischen Bürgerhäuser aus dem 16. und 17. Jhdt. öffnen dem Eintretenden sogleich große Hausflure, Vorplätze und Höfe. Häufig ist das ganze Erdgeschoß lediglich Vorhalle; die Wohnräume (im oberdeutschen Bürgerhaus, d. Verf.) beginnen erst im ersten Stock. Die großen Vorplätze waren aber allen Hausgenossen zur gemeinen Benutzung: sie sind gleichsam die Allmende des ‚ganzen Hauses‘“⁽¹⁾.

Die Nutzungsvielfalt des Dielenraumes eines hansischen Kaufmannshauses des 16. Jhdts. schildert historisch ungenau, aber anschaulich. F. Unglaub: „Auf der Diele wurden die Waren aufgestapelt, bis sie verladen wurden. Deshalb mag sie wochentags wohl oft mehr den Eindruck eines Warenlagers und Packraumes gemacht haben als den eines Wohnraumes. Fässer, Kisten, Ballen und sonstige Kaufmannsgüter mögen sie damals eingeengt haben. Nur an den Sonntagen (erst seit dem 18. Jhdt., d. Verf.) war sie frei und wurde nett und sauber hergerichtet und mit frischem Sand bestreut, in den die Hausmagd mit dem Besen allerlei Figuren zeichnete. Da wird sie wohl auch als Tanzplatz und Festsaal für kleinere Familienfeste benutzt worden sein. Aber auch sonst war die Diele der Repräsentationsraum des Hauses, wo man Besuch empfing.“⁽²⁾

Der große ungeteilte Raum der Diele entsprach am besten den verschiedenartigen Anforderungen der Wirtschafts- und Sozialgemeinschaft des ‚ganzen Hauses‘: „Die Angehörigen der großen Familienhaushalte aus der vorbürgerlichen Zeit lebten in Räumen, die man heute als Allzweckräume bezeichnen würde. Arbeit oder Gewerbe, Konversation und Vergnügen – alles spielte sich in denselben Räumen ab, in denen die herrschaftliche, bäuerliche oder Handwerkerfamilie mit dem Gesinde und den Arbeitskräften auch lebte, aß und schlief. Die räumliche Organisation der Häuser (hat) die Absonderung eines einzelnen oder einer familiären Gemeinschaft und damit Lebensformen, die wir heute mit Begriffen wie Privatheit, Individualität und Intimität umschreiben, nicht zugelassen ... Die vorherrschende Arbeits- und Lebenseinheit war nicht die Familie im heutigen Sinne, sondern (die Sozialform) des ‚ganzen Hauses‘, an dessen Spitze der patriarchalische Hausvater stand. Zum Haushalt gehörten weiterhin die Hausmutter, die für die Hauswirtschaft im engeren Sinne zuständig war, die mitarbeitenden Familienangehörigen, zu denen auch die Kinder gezählt wurden, sowie das zahlenmäßig stark ins Gewicht fallende, oft leibeigene Gesinde, der Handwerksgesellen und Hausbediensteten ... Die soziale Ungleichheit erschien gottgewollt. Deshalb wurde auch die aus dem engen Zusammenleben der verschiedenen Schichten zwangsläufig entstehende Vertrautheit untereinander über Jahrhunderte hinweg von den oberen Ständen nicht als eine soziale Gefahr empfunden“⁽³⁾.

Form und Ausstattung der frühbürgerlichen Hausdiele waren wesentlich durch drei Faktoren bestimmt: einmal durch ihren *Verwendungszweck* als Stätte für Handel und Kleingewerbe; z. B. hatte die Diele in den Hansestädten eine Höhe von 3,5–5,5 m, nicht um beladene Fuhrwerke aufnehmen zu können, sondern weil sie als Zwischenlager genutzt wurde zum Stapeln von Waren. Zum zweiten war sie Verkehrs- und *Erschließungsraum*: nur über die „Hauß-Diele“, den „freyen Platz in einem Gebäude“, erreichte man alle Kammern, Nischen wie auch den Vorplatz im ersten Stock, zu dem anfangs im 13. Jhdt. eine Wendeltreppe führte. Und darüberhinaus diente der Dielenraum immer mehr zur *Repräsentation* des ‚Hauses‘. Im selben Maße wie seit dem 16. Jhdt. die wirtschaftliche Nutzung zurückging oder auch ausgelagert wurde, wuchs die repräsentative Aufgabe der Diele: Dielensäule und Deckenbalken erhielten reichere Schmuckformen, die Deckendiele wurden bemalt, die Wände vertäfelt und aufwendigere gerade Treppenanlagen ersetzten die einfache Wendeltreppe.

Der Dielenraum erfuhr seit dem 16. Jhdt. je nach ökonomischem oder sozialem Programm unterschiedliche Abwandlungen. Als Produktionsstätte für den gemeinsam wirtschaftenden bäuerlichen Haushalt konnte er sich noch bis ins 19. Jhdt. hinein halten, es blieb aber auch ein Lebensalltag erhalten, der keine „irgendwie geartete Intimsphäre zuließ, und der voll den Gesetzen der Ökonomik unterlag, die den Tagesablauf bestimmten“⁽⁴⁾. Ähnlich konnte es auch in kleineren Bürgerhäusern einer norddeutschen Kleinstadt des 18. Jhdts. noch aussehen, wie eine Beschreibung von Lingen an der Ems aus dem Jahr 1606 zeigt: „Die Stadt hat in sich zwei Straßen mit Häusern gebaut, nach vaterländischer Art, in denen man auch Pferde, Rinder und Schweine unterbringen kann. Diese Tiere bewohnen die Diele. Im Hintergrund dieses Vorderteils, das heißt in der Mitte des Hauses, ist der Herd, von wo her der Rauch den Himmel sucht“⁽⁵⁾. Noch 1775 „gebreche es an Heizöfen in den Häusern“ und erst um 1787 „werden sie (die Bürger, d. Verf.) inne, daß die Stuben mit Ofen rathsamer sind und nicht so viel Feuer verschlingen“⁽⁶⁾.

Stube

Diese Feststellung scheint ohne Belang, tatsächlich bezeichnet sie aber einen tiefen Einschnitt in der Wohnweise des Bürgertums, denn erst durch den Einbau eines Ofens wurde ein heizbarer und rauchfreier Raum, die „Stube“ geschaffen: „Die Stube ist eine der bedeutendsten und folgenreichsten Erfindungen für die mitteleuropäische Wohnkultur, auf der auch die heutigen Wohnformen beruhen“⁽⁷⁾. Obschon im Mittelalter erfunden, wurde sie in ländlichen Gebieten erst spät von der breiten Masse der Bevölkerung aufgenommen. Das offene Herdfeuer in der Hausdiele, dem Flett, in der gleichermaßen gewohnt und gearbeitet wurde und auch das Vieh untergebracht war, wurde aufgegeben zugunsten des Ofens, den man an einen Schornstein anschloß. Dadurch war es möglich, den großen, überschaubaren ‚Allzweckraum‘ des offenen Rauchhauses zu teilen, d. h. Wohn- und Arbeitsbereich räumlich voneinander zu trennen und das Obergeschoß abzuschließen. Später wurden noch weitere Kammern und die Küche abgeteilt.

Schon zu Beginn des 13. Jhdts. finden wir im Lübisches Bürgerhaus neben dem Eingang einen von der Diele abgetrennten Raum, der je nach Bedarf als Schlaf- oder Kontorraum dienen konnte und dessen Einrichtung entsprechend ausgetauscht wurde. Meist bestand sie aus einem einzigen beweglichen Großmöbel, beispielsweise ein überdachtes Bettgestell mit seitlichen Vorhängen oder ein Kontormöbel mit Regalwand.

Der „Separierung und Funktionalisierung der einzelnen Räume innerhalb der Wohnung entspricht die generelle Tendenz des Bürgertums zur Abschirmung des Privatbereichs vom öffentlichen Leben. Charakteristisch dafür ist die Konzentration auf die Familie, die sich nun nicht mehr als ökonomische Einheit versteht“⁽⁸⁾.

Im Dielenraum hatten sich schon früh „eigene Abteile gebildet (‚Winkel‘ für die Alten, ‚Lucht‘ als Sitz- und Eßecke, ‚Verschlag‘ für die Schlafgelegenheiten), um schließlich zu eigenen Räumen zu werden: ‚geschlossenes‘ Wohnen ist erreicht oder mit anderen Worten das ‚Kleinraumwohnen‘“⁽⁹⁾. Ähnliches beschreibt F. Unglaub: „Je mehr der Einraum sich gliedert, je differenzierter sein Grundriß wird, um so mehr verschwindet sein eigentliches Wesen“⁽¹⁰⁾. Und im Blick zurück auf die ‚gute, alte Zeit‘ stellt der konservative W. H. Riehl fest: „Die breiten Vorplätze sind zu einem armseligen schmalen Hausgang zusammengeschrunpft. Für den Einzelnen ist das moderne Haus wohnlicher, geräumiger geworden, für die Familie enger und ärmer“⁽¹¹⁾. Dafür entsteht der Salon, „der bedeutsamste Raum im vornehmen bürgerlichen Hause. Er dient aber auch nicht dem ‚Hause‘, sondern der ‚Gesellschaft‘“^(12a).

Überdauerte der Dielenraum, blieben oft auch Reste einer ehemals gemeinschaftlichen Nutzung erhalten, was insbesondere von Kindern wahrgenommen wurde. J. W. Goethe beschreibt das für die Zeit um 1755 in Frankfurt am Main: „Für uns Kinder war der un-

tere weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche vor der Türe ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher miteinander ... Man fühlte sich frei, indem man mit dem Öffentlichen vertraut war^(12b). Bis in die 70er Jahre des 19. Jhdts. war „ein historisches Haus mit entsprechendem Interieur nämlich besser als alles andere geeignet, ‚Legitimität‘ innerhalb der Stadtgesellschaft zu vermitteln, wie es Th. Mann so anschaulich in den ‚Buddenbrooks‘ anlässlich des Verkaufs des Mengstraßenhauses an den neu- und schwerreichen Hagenström schildert“⁽¹³⁾.

Halle

Nur wer sich's weiterhin leisten konnte, öffnete sein Haus auch im 19. und 20. Jhd. mit einer repräsentativen Diele, die nun auch Halle genannt wurde. So schreibt z. B. Fr. Ostendorf 1914: „Ein Teil des Flurraumes wird oft als Halle oder Diele zu einer Art Wohnraum gemacht. Man gelangt dann in der Regel durch den Windfang unmittelbar in diese Diele, und von ihr aus führt die Haupttreppe zum Obergeschoß. Bei kleineren Häusern sollte man aber lieber auf die Anlage einer Diele, durch welche der Grundriß vergrößert wird und die Baukosten erhöht werden, verzichten“⁽¹⁴⁾.

Die proletarische Familie wäre mit weniger zufrieden gewesen, aber zu oft traf auch für städtische Wohnverhältnisse zu, was W. H. Riehl für das Land beschrieb: „Auf der untersten Stufe bäuerlicher Armuth treffen wir freilich ein scheinbar ähnliches Bild wieder, wo auch die ganze Familie auf einem einzigen häuslichen Raum zusammengedrängt ist; aber nicht in eine weite, geräumige Wohn- und Speisehalle, sondern in ungesunde Winkel, nicht im Bewußtsein der Familienhaftigkeit und des Familienregiments, sondern bloß aus Noth“⁽¹⁵⁾. A. Bebel beschreibt diesen armseligen proletarischen ‚Einraum‘: „Das ‚Licht der Welt‘, in das ich nach meiner Geburt blickte, war das trübe Licht einer zinnernen Oellampe, das notdürftig die grauen Wände einer großen Kasemattenstube beleuchtete, die zugleich Schlaf- und Wohnzimmer, Salon, Küche und Wirtschaftsraum war ... Meine Mutter erhielt die Erlaubnis, eine Art Kantine führen zu dürfen, das heißt sie hatte das Recht, allerlei kleine Bedarfsartikel an die Mannschaften der Kasematten zu verkaufen, was in der einzigen Stube geschah, die wir inne hatten“⁽¹⁶⁾. „Erschöpft im Kampf um die nackte Existenz konnte die Arbeiterfamilie nicht zu einer Ausgestaltung eigener Lebensformen gelangen“⁽¹⁷⁾; sie war ökonomisch gar nicht in der Lage, eine Wohnung frei zu wählen oder gar zu gestalten.

Das Ideal einer Arbeiterwohnung sah anders aus – zumindest aus der Sicht der frühen konservativen Wohnungsreformer: in dem von C. W. Hoffmann 1847 vorgelegten Musterentwurf für die Berliner Gemeinnützige Baugesellschaft sind schon „alle Elemente einer Angleichung der Arbeiterwohnung an die bürgerlich-städtischen Normen vorgesehen und eingearbeitet wie: abgeschlossene Wohnung für eine Familie; Trennung von Schlafen und Kochen; Modell der christlichen Familie; Prinzip der gegenseitigen Überwachung; Einführung des Vorraumes (Flur, d. Verf.) zur getrennten Erschließung der einzelnen Räume; direkte Erschließung der Wohnung durch die Treppe und Vermeidung von hausöffentlichen Erschließungsflächen; Abbau sämtlicher Gemeinschaftseinrichtungen“⁽¹⁸⁾. In diesem Musterentwurf ist mit dem Typ des *Zentralflurgrundrisses* eine Wohnungsform für den ‚kleinen Mann‘ entwickelt worden, der im Massenwohnungsbau bis in die heutige Zeit millionenfach reproduziert wurde. Seine Merkmale wie „ein gewisser Grad an Selbständigkeit, von Abgeschlossenheit des Haushalts“ sollten das „christliche Familienleben im Proletariat begründen und sichern“ helfen⁽¹⁹⁾. „Der funktionale Aufbau des Zentralflurgrundrisses ist dadurch gekennzeichnet, daß von einem Flur aus jeder Raum der Wohnung erschlossen wird, und funktionale Verknüpfungen der Räume über diesen Flur führen. Der Vorteil dieser Anforderung lag darin, daß sich jeder Raum, der nicht durch seine Ausstattung, wie Küche oder Bad, festgelegt war, beliebig verwenden ließ, z. B. auch für die Untervermietung“⁽²⁰⁾.

Erst in den 20er Jahren, als Rationalisierungsbestrebungen auch die Organisation von Wohnräumen im Grundriß mit einbezogen und Vergleiche mit Zuschnitt und Abmessungen von Schlafwagen-

abteilen und Dampferkabinen angestellt wurden, erarbeitete der Grundrißtüftler A. Klein seinen *Raumgruppengrundriß*: er unterschied in der Wohnung zwei Raumgruppen, „erstens Schlafräume, Schrankzimmer und Bad, zweitens Wohn- und Eßzimmer nebst Küche“ und ersetzte den üblichen dunklen und verbauten Flur durch „einen hellen breiten Vorraum“, der räumlich in die zweite Raumgruppe einbezogen wurde und einen „Eindruck von bedeutender Geräumigkeit und eine 6,70 m lange Perspektive“ bot⁽²¹⁾. Damit wurde das letzte Überbleibsel der einstigen ‚Halle‘, der Flurraum von einem seiner früher abgesonderten Räume geschluckt: die ‚Halle‘ war wiedererstanden – aber unter völlig veränderten Bedingungen. Jetzt ging es um Kosten, um teuer bezahlte Wohnflächen und es ging auch darum, diesen wenigen Raum optimal zu nutzen. Ähnliche Überlegungen stellten auch L. Hilberseimer und O. Haesler mit dem *Kabinengrundriß* an.

Wohnhalle

Das Thema Raumgruppenbildung im Geschoßwohnungsbau und Integration des Erschließungsflurs in den Wohnraum wurde immer dann diskutiert, wenn die Vereinzelung der Räume und der in ihnen lebenden Menschen aufgebrochen werden sollte. Oswald Mathias Ungers z. B. kontrastierte in seinen eher formal bestimmten Grundrissen im Märkischen Viertel den abgeschlossenen Individual- bzw. Eingangsbereich mit dem großflächig geöffneten Wohnbereich, dem „freien Aktivitätsraum“⁽²²⁾. In der Auseinandersetzung mit ihrer Wohnung im Märkischen Viertel kommt I. Rakowitz 1975 zu weitergehenden Forderungen: „Verstehste was das für'n Quatsch is? Quadratmetermäßig würde die Wohnung reichlich ausreichen für vier Kinder, wenn sie anders eingeteilt wäre: so wie sie jetzt is, reicht sie nur für zwei Kinder – also so was is ein hirnverbrannter Blödsinn! Das is nun familiengerecht? Das is also genau das, was man nicht als familiengerecht bezeichnet: in unserer Wohnung läufst du dich tot, rennst durch Flure, die zu nix Nütze sind, die du aber als Hausfrau jeden Tag ablatschen mußt – paar Kilometer jeden Tag hin und her. Die Zimmer sind dafür zu klein ... Die Wohnungen, kannst alle nur Null-Acht-Fuffzehn einrichten: alle haben die Couch vorm Fenster, alle haben die Sessel davor und dann is aus – Schrank klatsch an die andere Wand dann biste Feierabend ... Ich würde überhaupt für Wohnungen plädieren, die möglichst ohne Türen sind – ich stell mir ja ne familiengerechte Wohnung ganz anders vor: einen großen *zentralen Raum*, den du den Bedürfnissen entsprechend immer ändern kannst ... Ich könnte mir das fantastisch vorstellen: dann kannst mit den Kindern toben und kannst mal mit den Blagen spielen“⁽²³⁾.

Ersteht in diesem Bild wieder die Diele als ‚Allzweckraum‘? Oder zeigt sich in dieser Abrechnung mit den neuen ‚Sozial‘-Wohnungen das psychische Elend der heutigen Kleinfamilie? Soviel wird jedenfalls deutlich, die weiter vorn aufgeführten Voraussetzungen der Diele wie wirtschaftliche Nutzung, Erschließung und Repräsentation treffen für diesen neuen ‚zentralen Raum‘ nicht mehr zu. Hier geht es vielmehr um die Selbstbestimmung eigener Lebens- und Wohnformen, die überhaupt erst in größeren Räumen möglich ist – wie es die nun allerdings von besser Verdienenden (Architekten, Lehrern aber auch anderen) bevorzugten Altbauwohnungen in der Regel zeigen. Zum anderen deutet sich auch schon anderes an, nämlich der alte kleinbürgerliche Traum vom gemeinschaftlichen Leben, sei es auf dem Land, in der Wohngemeinschaft oder in einer der neuen Gemeinschaftssiedlungen. Leicht abgewandelt bleibt die Forderung W. H. Riehls gültig: „Das architektonische Haus der Zukunft muß von innen heraus gebaut werden, wie das soziale. Schafft erst die neue (Gemeinschaft), dann wird diese (Gemeinschaft) sich selber ihr Haus bilden – ‚anleiben‘“⁽²⁴⁾. W. H. Riehl spricht natürlich von der ‚Familie‘!

Daneben bleibt als repräsentative Leerform die neupalladianische Villa, die nur noch eine Ahnung von dem enthält, was Max Weber den „Hauskommunismus der bürgerlichen Familie“ nannte. „Deshalb ist der Versuch, die alte Diele wieder aufleben zu lassen – so verlockend er in künstlerischer Hinsicht ist – ein Anachronismus. Ihre alte Form ist für den modernen Raumgedanken nicht verwertbar, aber ihr Wesen sollte es sein“⁽²⁵⁾.

Zusammengestellt und geschrieben von Sid Auffahrt

Anmerkungen siehe Seite 60